

Schrifttumsspiegel

Gesellschaft — Politik — Wirtschaft

begründet

von

Walter Heinrich

Schriftleitung: Hubert Verhönig

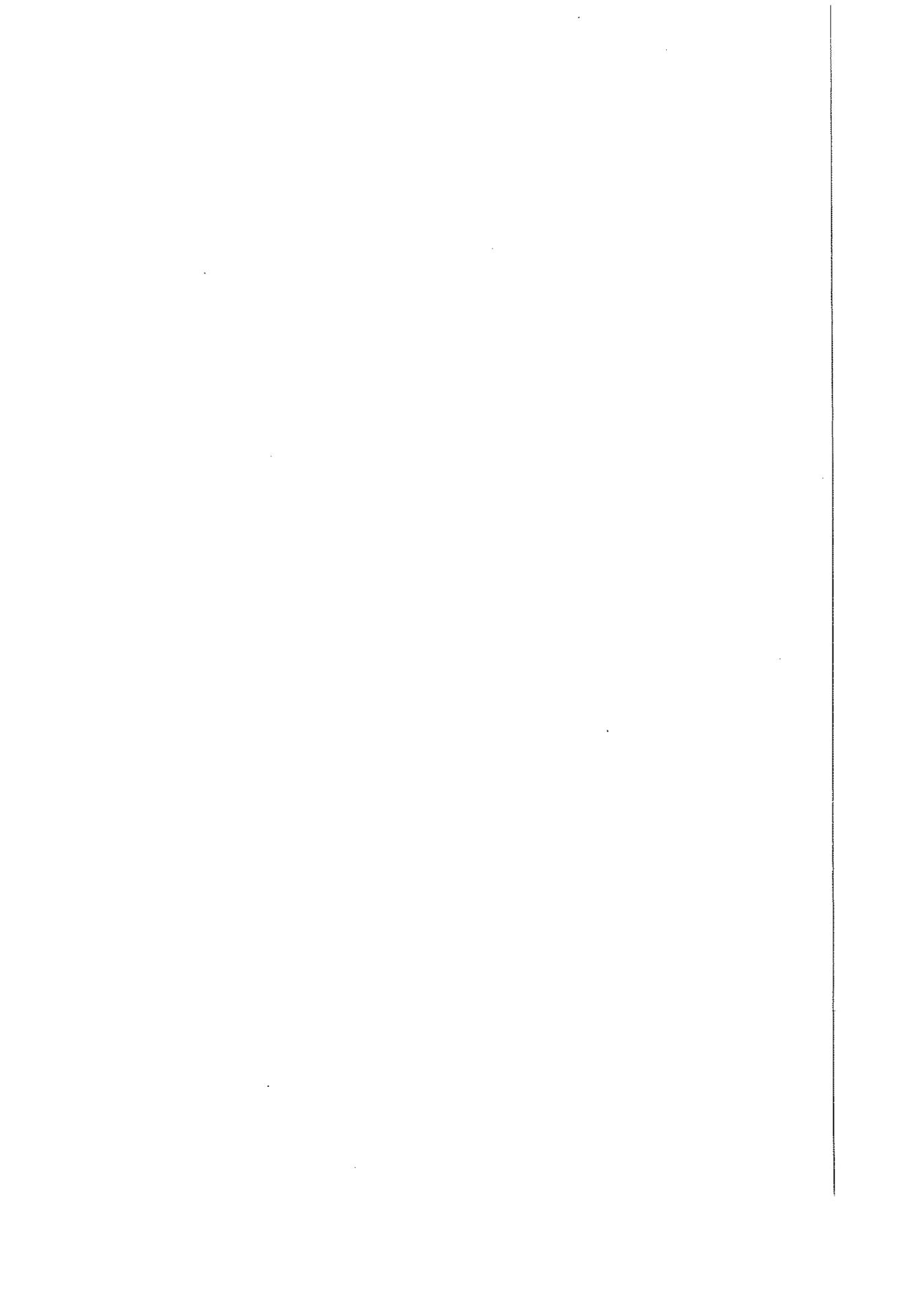
14. Jahrgang — Heft III — Wien 1984

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Gesellschaft für Ganzheitsforschung (Vorstand: o. Univ. Prof. Dkfm. Dr. J. Hanns Pichler), Schriftleiter: Dkfm. Dr. Hubert Verhonig, beide 1090 Wien, Augasse 2—6 (Wirtschaftsuniversität Wien), Telefon 34 05 25 Dw. 524.
Postsparkassenkonto Wien 713.2342, Postscheckkonto München 120.218.
Erscheint vierteljährlich. Jahresbezug: S 120,—/DM 18,—. Einzelheft: S 30,—/DM 4,50.
Druck: Buch- und Offsetdruck Robitschek & Co, 1080 Wien, Hernalsr Gürtel 20.

III/1984

INHALT

Gerd-Klaus Kaltenbrunner (Hg.)	
Am Ende der Weisheit? (E. Buchinger)	3
Herbert Gruhl	
Das irdische Gleichgewicht. Ökologie unseres Daseins. (H. Bach)	5
Bob Samples	
Der Geist der Mutter Erde. Ganzheitlichkeit und Planetarisches Bewußtsein (H. Bach)	6
Udo E. Simonis	
Mehr Technik — weniger Arbeit? Plädoyers für sozial- und umwelt- verträgliche Technologien (J.H. Pichler)	7
Eduard März	
Joseph Alois Schumpeter — Forscher, Lehrer und Politiker (E.F. Enzelsberger)	8
Ulrich Teichmann	
Der Entscheidungsprozeß in der Wirtschaftspolitik (H. Klausinger)	12
Helmut Arndt	
Vollbeschäftigung. Einführung in Theorie und Politik der Beschäftigung (F. Romig)	14
Erich und Monika Streissler	
Grundzüge der Volkswirtschaftslehre für Juristen (H. Klausinger)	16
Theodor Veiter	
Das 34er Jahr. Bürgerkrieg in Österreich (A. Brusatti)	18
Hans Mühlbacher	
Selektive Werbung (E.F. Enzelsberger)	19
Willy Kraus	
Wirtschaftliche Entwicklung und sozialer Wandel in der Volks- republik China (U.E. Simonis)	22



Gerd-Klaus Kaltenbrunner (Hg.)

AM ENDE DER WEISHEIT?

Herderbücherei Initiative 58, Verlag Herder, München 1984, 192 Seiten

Vor 10 Jahren ist der erste Band dieser Reihe erschienen, inzwischen rühmt sich der Verlag einer halben Million Bände. „G.-K. Kaltenbrunner — in früheren Zeiten hätte man ihn als Universalgelehrten bezeichnet — hat keinen Respekt vor Fachgrenzen. Er versucht vielmehr immer wieder, das Ganze in den Blick zu bringen. Der gebürtige Wiener führt eine an der großen Tradition österreichischer Essayisten geschulte Feder“ (Informationsdienst Herder).

In der Einleitung dieses Bandes weist der Herausgeber auf die „Metamorphosen der Frau Weisheit“ hin und meint, „daß jeder in einem gewissen Sinn weise zu sein vermag“ (14). Im ersten Essay fragt *D. Jost* „*Wer ist weise?*“ vor allem an Hand von *Goethe* als Erzieher. „Wissen ist Haben, Weisheit ist Sein“ (22). Weisheit ist Sinn für das Maß des Menschen.

Der Kulturanthropologe *O. Nahodil* berichtet konkret über „Die Weisheit in Stimmen der Völker“, und zwar von Altägypten und dem Alten Orient an. Er schildert die weise Frau im kaukasischen Narten-Epos, den ewig Weisen des finnischen Kalevala-Epos und Jaroslaw den Weisen, Großfürst von Kiew. „Die Konzeption der Weisheit ist kulturrelativ . . . Die Weisheit . . . ist in jeder konkreten Kultur eine subtile, vielseitige, polychrome Harmonie von positiv geschätzten Eigenschaften und Handlungen. Sie ist nicht nur Wissen selbst, sie bedeutet nicht nur Kenntnisse und Fertigkeiten; sie ist vielmehr eine beispielhafte Harmonie von Theorie und Praxis“ (53). „Es gibt keine Weisheit ohne Tradition“ (36) und „es gibt keine Weisheit ohne Innovation“ (37).

Es folgen Gedichte an Apollon von *H. R. Hügelmann*. *Chargaffs* Polemik über „Das Klappern der Experten“ ist äußerst vergnüglich zu lesen. „Wo Spezialwissen vorherrscht, verschwindet mit der Gelehrsamkeit auch die Weisheit“ (60).

Nun hört *Chargaff* überall „das sinnlose Klappern von Wissensfabriken“ (69) und dennoch: „Unser Zeitalter ist das unwissendste, das man sich vorstellen kann“ (70).

J. Freund unterstreicht die „Weisheit der Erfahrung“. In dem Maß, in dem wir die Erfahrung geringschätzen, vernachlässigen wir die Weisheit, die dem Leben einen Sinn gibt“ (79). „Akkumulation von Erfahrung hängt ab von der Art, in der wir die Begebenheiten unseres Lebens auf das Niveau der Reflexion erheben . . .“ (83). Erfahrung ist nicht übertragbar. „Daraus folgt jedoch nicht, daß man Erfahrungen überhaupt nicht mitteilen könne; . . . Jede Erfahrung nährt ohne Unterlaß die folgenden Erfahrungen . . . Kein Mensch wird jemals über die totale Erfahrung der Welt verfügen und Weisheit besteht genau darin, dies anzuerkennen“ (84). *Freund* lehnt eine eindeutige Definition der Weisheit ab. „Sie ist eine Art Eurhythmie von Anlagen verschiedenen Ursprungs, die sich spontan in Übereinstimmung bringen . . .“ (88). Eingehend befaßt sich *Freund* dann mit dem politischen Bereich: „Der Staatsmann und sein Berater“, „Das Problem der Auswahl und des Zuganges zum Machthaber“, „Experten und Ideologen ersetzen nicht den Weisen“.

Auch die Abhandlung von *H. G. Neumann* befaßt sich mit „Staatskunst und Weisheit. Welchen Kriterien sollen politische Berater entsprechen?“ „Die modische Erziehung zur Geschichtslosigkeit verschließt die Wege zur Weisheit“ (98). Heute fehlt es weniger an Einsicht in Zusammenhänge, sondern an der Fähigkeit, danach zu handeln. *Neumann* gibt konkrete Beispiele politischer Torheit im 20. Jhd in England, Deutschland und den USA. „Staatskunst bedarf der Weisheit als Weisung zu Zielen, und zu Mitteln, die Menschen zu diesen Zielen hinziehen; Weisheit wiederum bedarf der Staatskunst zur Wirksamkeit ihrer Einsichten. Aber sie vertragen sich schlecht, wenn sie sich zu nahe kommen“ (109).

A. Horten, konservativer Wirtschaftler, plädiert in optimistischer Grundhaltung für „Vertrauen, Maß und Mut zum Selbstverständlichen oder Rechtfertigung des gesunden Menschenverstandes in Politik und Wirtschaft“. „Es gilt, zu der guten alten Weisheit zurückzukehren, die das im Grunde Selbstverständliche sagt: nämlich Mitte und Maß in Politik und Wirtschaft zurückzugewinnen und zu bewahren“ (121 f).

Die „Nachtgedanken eines Großvaters“ von *J. Umminger* relativieren erst die Weisheit des Alters als „Schwäche und Resignation“ (124); „gerade die so altenhafte Egozentrik hindert daran, sich selbst in aller Bescheidenheit anzunehmen, also weise zu werden. Denn Bescheidenheit ist der Anfang aller Weisheit und ihr letzter Schluß“ (127), was den Verfasser als weise zeigt. „Wirklich weise aber, ist jener der es gar nicht sein will, es aber deshalb ist, weil er es nicht weiß“ (126).

Die „Dokumentation“ enthält in diesem Initiative-Band besonders hervorragende Beiträge zum Generalthema. *F. Vonessen*, „*Philo-Sophia*“, zeigt, „was die Weisheit der Sprache über die Weisheit lehrt“. „Alle Geistesgeschichte ist in der Wurzel Sprachwissenschaft . . . Das Wort Philosophie ist der zeugende Logos der Sache, die das Wort uns bezeichnet“ (129). In der folgenden Einführung in die Philosophie der Grammatik behandelt *Vonessen* die scheinbar „verkehrte“ Stellung von Grundwort und Bestimmungswort in „*Philo-Sophie*“. „Die paradoxe Komposition von Worten, die wir im Griechischen finden, ist beileibe nicht Ausdruck einer künstlichen und verschrobene Spätzeit, sondern ältestes und gediegenstes Sprachgut“ (137). Es „erhebt sich, in griechischer Ansicht, jeder, der liebt, auf eine Höhe mit dem, was er liebt“ (134). „Der Philosoph gehört, dem Wortlaut zufolge, zur Gattung der Weisen . . . Aber er ist nur *philó-sophos*, das meint: nicht weise schlechthin, sondern ‚weise im Streben‘. Nur weil er nach der Weisheit strebt, ist er weise“ (146).

A. Menne fragt: „Was hat heute Philosophie mit Weisheit zu tun?“ Er sieht „Weisheit als eine unser Handeln bestimmende Einsicht aufgrund eines Wissens um letzte Sinnfragen des Lebens“ (153). „Wer Mensch sein will im vollen Sinne des Wortes . . . muß nach Weisheit streben“ (156).

Der Aufbau des Menschlichen“ von *R. Kaspar*, Biologe und Evolutionstheoretiker, berichtet „über die Grundlagen anthropologischer Konstanten“. Optimistisch nimmt *Kaspar* an, „daß es so etwas wie eine ‚*conditio humana*‘ tatsächlich gibt“ (158). Die Ehrfurcht vor dem Lebendigen als den Anfang aller Humanität zu vermitteln, ist rational sehr schwierig. „Die spezifische Qualität

des Lebendigen auch subjektiv wahrzunehmen ist nämlich eine Leistung unserer Gestaltwahrnehmung, und in ihrer Folge sowohl ein Akt des ästhetischen als auch des ethischen Empfindens“ (159). Humanität bedeutet für uns eine Bildungsaufgabe. Wenn wir über das objektiv Erforschbare hinausgehend tiefere Einsicht in den Zusammenhang mit dem Lebendigen gewinnen, könnten wir statt am Ende, am Anfang der Weisheit stehen.

Dieses Schlußwort des Jubiläums-Initiative-Bandes wollen wir annehmen.

Die von *G.-K. Kaltenbrunner* zusammengestellte umfangreiche Liste weiterführender Literatur reicht von *Aristoteles* bis *Ernst Bloch* und bis China und schließt *O. Spann*s „Gespräch über Unsterblichkeit“ ein.

E. Buchinger

Herbert Gruhl

DAS IRDISCHE GLEICHGEWICHT

Ökologie unseres Daseins

Erb Verlag, Düsseldorf 1982, 336 Seiten

Gruhl hat mit seinem Buch „Ein Planet wird geplündert“, das ein „Bestseller“ geworden ist, die ökologische Situation unserer Welt zutreffend drastisch dargestellt. Sein folgendes, 1982 erschienenes Werk „Das irdische Gleichgewicht“ befaßt sich zwar wieder mit der „Ökologie unseres Daseins“, wie es im Untertitel heißt, will aber nun weniger die Zustände der Umwelt als das Verhalten des Menschen gegenüber der Umwelt aufzeigen.

Die bisherige einseitig mechanistische Denkweise habe dazu verleitet, perfekte Lösungen auf Grund von Fachaussagen, die wieder auf Teilerkenntnissen beruhen, zu suchen. Was aber vielmehr benötigt werde, sei ein auf Synthesen gegründetes Gesamtbild, das *Gruhl* in seinem neuen Buch zu geben versucht. Dann zeige sich bald, daß der Fortschritts- und Wachstumswahn in eine ausweglose Sackgasse führe.

Ökologie muß nach *Gruhl* als umfassende Lehre vom Leben verstanden werden. Eine Ökonomie, die das Lebendige wie die anorganische Materie dem Prinzip kurzfristiger Nützlichkeit unterwirft, belastet und zerstört schließlich ihre eigene Basis, nämlich die Naturgrundlagen: Boden, Wasser, Wälder, Pflanzen- und Tierwelt. „Der Mensch ist aus der großen Ordnung der Natur herausgefallen“ — und hat damit deren Gleichgewicht durcheinander gebracht.

Der Grund liegt in der mechanistischen Weltanschauung, die sich in allen Bereichen des Lebens und der Kultur durchgesetzt hat. Sie führte zur „Herrschaft über die Natur“ mit großen materiellen Erfolgen, aber auch mit den ökologischen Katastrophen, vor allem der Bodenerosion und dem Waldsterben. Damit, daß man nur den ökonomisch-technischen Aspekt sah und gelten ließ, wurde die Rangordnung der menschlichen Ziele verkehrt; das gilt nicht nur für den kapitalistischen Westen. Die konsequenteste Ideologie des mechanistischen Zeitalters ist vielmehr der Marxismus. Lenin fordert eine Gesellschaft, die

ein Büro und eine Fabrik sei. Und: Nicht nur die Industrie, auch die Landwirtschaft müsse „eine moderne großindustrielle Grundlage“ erhalten. Die lebendige Welt aber, wenn sie durchgehend rationalisiert wird, geht an der Ratio zugrunde.

Mit *Lewis Mumford* ist *Gruhl* überzeugt, daß das mechanistische Weltbild notwendig durch ein organisches ersetzt werden muß, das Ganzheit, Autonomie und Kreativität beinhaltet. Dazu bedarf es der Erkenntnis, daß für Natur und Mensch außer mechanistischen auch ökologische Gesetze gelten. Die Anpassung des Menschen an die ökologischen Erfordernisse sei ebenso hart, wie es die ökonomische Anpassung gewesen ist, mit dem Unterschied, daß die erstere das Überleben sichert, die letztere es gefährdet. Ökologisch denken, heißt konservativ sein, bewahren, was um des Lebens und des Überlebens willen bewahrt werden muß.

Gruhl zitiert in dem Zusammenhang *Edmund Burke*: „Konservativ ist die Partnerschaft des Lebens mit den Toten und den Ungeborenen“, also die Verbundenheit mit unserer Vergangenheit und mit der Zukunft. Dazu ist eine — im Religiösen gegründete — ökologische Ethik nötig. „Ein wirklich menschliches Leben führen, kann nur heißen ... in Übereinstimmung mit der Natur leben“.

Auch dieses Buch *Gruhls* ist flüssig und verständlich geschrieben. Es bringt zuweilen zuviele Selbstverständlichkeiten, gibt aber im ganzen eine umfassende Einsicht in die ökologische Problematik.

H. Bach

Bob Samples

DER GEIST DER MUTTER ERDE
Ganzheitlichkeit und Planetarisches Bewußtsein
Sphinx-Verlag Basel 1983¹⁾, 220 Seiten

Der Titel des Buches verlockte dazu, es zur Hand zu nehmen. Verstärkt wurde der Eindruck, daß es sich um ein „ganzheitliches“ Werk handelt, durch eine Aussage im Begleittext, wonach das Universum als „ganzheitliche Realität“ zu verstehen sei, die erfordert, daß wir uns ihm „auf ganzheitliche Art und Weise“ nähern.

Samples schildert zunächst „die Wege des Geistes“, wobei er die Auffassung vertritt, daß „Geist“ schon in den physikalischen Grundstufen der Natur gegeben sei und zwar als „nicht-reflexives Bewußtsein“. Die verschiedenen Arten des Bewußtseins bilden nach ihm „eine Form spiritueller Einheit“ als Grundlage eines planetaren Bewußtseins. Dieses kosmische Bewußtsein sei ganzheitlich geartet und vermittele „Zusammenhänge im Sinne einer Einheit mit allem, was ist“.

¹⁾ Erscheinungsjahr des amerikanischen Originals: 1981.

Die moderne Entwicklung bedeute Verlust an Ganzheitlichkeit. Die wissenschaftliche und die industrielle Revolution trennten den Menschen immermehr von der Erde und der Natur bis zur Naturausbeutung. Aber das Paradigma unserer Zeit verschiebe sich wieder zur Ganzheitlichkeit. Das zeige sich bereits in den neuen physikalischen Erkenntnissen, wonach die Grundeinheiten der Materie als „gemusterte Energie“ zu verstehen sind. Es bestünde eine „Bewußtseinsharmonie der Materie“.

Macht schon das vage Bild des Verfassers von Ganzheit und Ganzheitlichkeit skeptisch, so erst recht seine Auffassung von der Rolle des Einzelnen „als ursprünglichem Element der Evolution“ und das Verständnis der Evolution selbst „als eines sich selbst organisierenden Prozesses“. Die Überwindung des Ego im „innerlichen Menschen“ und die „evolutionäre Entfaltung des Bewußtseins“ führten uns zur Mutter Erde hin.

Die westliche Dichotomie, die zur Naturbeherrschung und Industrialisierung geführt habe, würde nicht durch eine östliche Philosophie überwunden, da der Osten selbst dafür anfällig sei, sondern durch die Weltanschauung des „Südens“, insbesondere der Indianer, die immer auf eine Harmonie mit der Natur gerichtet war.

Grundsätzlich ist der von *Samples* vertretene Panspiritualismus, der Geist bereits in der Gravitation als gegeben ansieht, so wenig annehmbar wie der Materialismus, auch wenn dieser Spiritualismus als „ganzheitlich“ etikettiert erscheint und das Bemühen des Verfassers um ein umfassendes Naturverständnis sympathisch berührt.

H. Bach

Udo E. Simonis (Hg.)

MEHR TECHNIK — WENIGER ARBEIT?

Plädoyers für sozial- und umweltverträgliche Technologien

Alternative Konzepte 48, Schriftenreihe der Georg Michael Pfaff
Gedächtnisstiftung, Verlag C. F. Müller, Karlsruhe 1984, 228 Seiten

Vorliegender Diskussionsband beschäftigt sich unter verschiedenem Blickwinkel mit der aktuellen Frage einer fortgeschrittenen technisierten, postindustriellen Arbeitswelt, der — wie manche es deuten — die „Arbeit auszuweichen“ drohe.

In insgesamt acht einschlägigen Abhandlungen mit jeweils eigenen Diskussionsbeiträgen wird die Thematik vom arbeitsmarktmäßigen (15 ff.), vom historisch-evolutionären (61 ff.), vom technologisch-strukturellen (97 ff. und 159 ff.), vom durch Interessengruppen mitgeprägten Gesichtspunkt (171 ff.) und schließlich unter dem Aspekt gesellschaftlichen Wertwandels (195 ff.) beleuchtet.

Eine Reihe der hier aufgegriffenen Problemstellungen finden sich in der aktuellen Diskussion naturgemäß immer wieder. Zum Verdienst dieser Studie zählt es demgegenüber jedoch, die weitgehend divergierenden, ja heterogenen

Positionen und Argumente einer in gewissem Grade systematisierend ordnenden Betrachtung zu unterziehen, wie der Herausgeber in seiner mehr grundlegenden Einführung (9 ff.) betont. Demnach ging es in der Aufbereitung dieses Bandes um das Anliegen, zunächst die „Tendenzen der Entwicklung der Arbeit“, sodann die „Tendenzen der Entwicklung der Technik“ und schließlich „Konzepte zur Harmonisierung von Technik und Arbeit“ herauszustellen, was sich auch in der angeführten Abfolge der einzelnen Beiträge widerspiegelt.

Alles in allem besehen also ein begrüßenswertes, wenngleich nicht einfaches Unterfangen, die inhaltlich so komplexe und dementsprechend vielschichtig sich darstellende Problematik einer konzeptionell wie gedanklich ordnenden Erörterung zuzuführen. Die facettenreiche Vielfalt der angesprochenen Aspekte und Probleme machen die Lektüre durchaus abwechslungsreich und gewinnbringend zugleich. So gesehen bliebe nicht zuletzt auch dem vom Herausgeber zum Ausdruck gebrachten Wunsche beizupflichten, „daß man nach Lektüre dieses Buches mehr als vorher darüber wüßte, wie Techniker und Ökonomen ... gemeinsam handeln könnten...“ (14). Eine eingehendere Auseinandersetzung und Reflexion über den Inhalt dieses — im übrigen recht handlich und nicht allzu umfangreich gestalteten — Bandes kommt dieser Zielsetzung, wie der Rezensent meint, ein gut Stück Weges zumindest entgegen.

J. H. Pichler

Eduard März

JOSEPH ALOIS SCHUMPETER

Forscher, Lehrer und Politiker

Verlag für Geschichte und Politik, Wien 1983, 188 Seiten

Für *Wilhelm Hankel*, den legendären Chef der Abteilung Geld und Kredit unter dem früheren bundesdeutschen „Superminister“ *Karl Schiller* ist heute *Joseph A. Schumpeter* noch wichtiger als *Keynes*.¹⁾ *Hankel* bezeichnet dabei *Schumpeter* als den „ersten vernünftigen Finanztheoretiker, weit vernünftiger als seine wirtschaftswissenschaftlichen Nachfahren. Dieser Schumpeter, Österreichs großer Beitrag zur internationalen Ökonomie, wird im hohen Maße verkannt. Von ihm zitieren die Lehrbücher nur den dynamischen, den innovativen Aspekt, die Probleme wirtschaftlicher Veränderung, soweit sie die Technologie betreffen. Aber fast niemand weiß oder nimmt zur Kenntnis, daß derselbe Schumpeter als Folge der technologischen Veränderung eine weitere Analysefigur entwickelt hat: die Freisetzung der Arbeit und die daraus geborene Möglichkeit, die freigesetzte Arbeit anderswo neu, sinnvoll und noch produktiver zu beschäftigen. Der in seiner ‚Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung‘ feststellt, daß die ‚Andersverwendung der verfügbaren Arbeitsmenge das Antlitz der Weltwirtschaft mehr verändert habe als Kapitalbildung und Sparen‘, diesen Schumpeter gilt es heute wieder zu entdecken.“

¹⁾ Industrie, 84. Jg., 4. Juli 1984, 28.

Ähnlich lobende Worte fand S. *Terreblanche* von der bekannten Stellenbosch-Universität unweit dem südafrikanischen Kapstadt: „Ihr Österreicher könnt auf sehr viele Eurer Volkswirtschaftler stolz sein, auf Hayek, Haberler, Machlup, am meisten aber auf Schumpeter.“

Und in der Tat: *Joseph Alois Schumpeter*, der am 8. Februar 1883 100 Jahre alt geworden wäre, gehört zu den wenigen Sozialwissenschaftlern unseres Jahrhunderts, die ein geistiges Erbe hinterlassen haben, das nicht aufhört, immer neue Generationen von Studenten, Lehrern, Forschern und Politikern in seinen Bann zu ziehen. Das bezeugen nicht bloß die zahlreichen Neuauflagen seiner bekannten Bücher, sondern auch die schwellende Flut von Aufsätzen, Monografien, kollektiven Sammelbänden usw., die dem *Schumpeter'schen* Lebenswerk gewidmet sind. Das ist nicht weiter verwunderlich, denn *Joseph A. Schumpeter* nimmt seinen bedeutenden Platz in der national-ökonomischen Literatur der jüngsten Vergangenheit deshalb ein, weil sein Werk ähnlich dem zweier anderer großer Ökonomen dieses Jahrhunderts — nämlich *Böhm-Bawerks* und *John Maynard Keynes* — durch eine bemerkenswerte Geschlossenheit gekennzeichnet ist. Aber darüberhinaus enthält es neben den ökonomischen auch soziologische, historische und politologische Elemente, etwa in der Manier der beiden Deutschen *Max Weber* und *Werner Sombart* und des Amerikaners *Thorstein B. Veblen*. Von den zuletzt genannten Autoren unterscheidet sich *Schumpeter* jedoch dadurch, daß er ein ökonomischer Theoretiker allerersten Ranges ist. Man muß auf die Klassiker und vielleicht noch auf *Karl Marx* zurückgreifen, um ein theoretisches System von einem ähnlich universellen Charakter zu finden, bei welchem die „reine Ökonomie“ im Vordergrund steht.

Eduard März, ein sozialistischer Wirtschaftshistoriker, der an den Universitäten Wien und Salzburg Wirtschaftsgeschichte lehrt und der als Verfasser einer Reihe von ökonomischen und wirtschaftshistorischen Werken bekannt geworden ist und der auch ein persönlicher Schüler *Schumpeters* war, legt im vorliegenden Buch nunmehr in einer auch für den in ökonomischen Fragen ungeschulten Leser verständlichen Sprache die Grundzüge des ökonomischen Systems von *Joseph A. Schumpeter* dar und zeigt dessen enge verwandtschaftliche Beziehungen zu früheren ökonomischen und soziologischen Theorien, namentlich zu jenen von *Karl Marx*, der österreichischen Schule der Nationalökonomie — in die *Schumpeter* allerdings nur schwer einzuordnen ist — und der Elitetheoretiker des 19. Jahrhunderts.

Aber auch die zeitgeschichtlichen Zusammenhänge, die für das Werk *Schumpeters* maßgebend waren, werden eingehend dargestellt. Das Buch gliedert sich in die Kapitel „Persönliche Erinnerungen an Joseph A. Schumpeter als akademischer Lehrer“ (15 ff.), „Die Theorie Joseph Schumpeters in ihrer Beziehung zum Marx'schen System“ (23 ff.), „Über den Schumpeter'schen Unternehmerbegriff“ (40 ff.), „Schumpeters Wien oder die Bauer-Mises-Schumpeter-Kontroverse“ (51 ff.), „Zur Genesis der Schumpeter'schen Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung“ (67 ff.), „Zur neuen Diskussion der Imperialismustheorie“ (104 ff.), „Joseph Alois Schumpeter als österreichischer Finanzminister“ (131 ff.), „Zur Periodisierung der neuen österreichischen und

deutschen Wirtschaftsgeschichte (154 ff.) und endlich „Persönliche Briefe Schumpeters“ (169 ff.).

Dabei handelt es sich allerdings weitestgehend um eine Sammlung von Aufsätzen, die schon in früheren Jahren in wissenschaftlichen Journalen und anderen Publikationen erschienen sind. Ausnahmen davon sind lediglich „Joseph Alois Schumpeter als akademischer Lehrer“ und „Über den Schumpeter'schen Unternehmerbegriff“, die als Kapitel I bzw. III in der vorliegenden *Schumpeter-Exegese* zum erstenmal abgedruckt sind. Dabei vertritt der Autor die Meinung, „die Figur des auf sich gestellten, gleichsam heroischen Unternehmers, die ein frühes Entwicklungsstadium des Kapitalismus symbolisierte, mag in der Tat der Vergangenheit angehören, aber die Institutionen des Eigentums, der Marktwirtschaft und des am Profit orientierten Unternehmers haben sich als genügend tragfähig erwiesen, um die Fortdauer der kapitalistischen Produktionsweise in absehbarer Zukunft zu gewährleisten. Sofern dieses System von einer existenzgefährdenden Krise bedroht wird, so ist dies mit Sicherheit nicht durch den Mangel an Schumpeterschen Unternehmerpersönlichkeiten bedingt“ (48 f.).

Dieser Meinung vermag ich mich allerdings nicht anzuschließen, denn der Ruf nach dem *Schumpeter*-Unternehmer gehört wohl nicht unbegründet zum gängigen Repertoire der Wirtschafts- und Finanzpolitik. Die Wiederentdeckung des dynamischen Unternehmers, namentlich des mittelständischen, in der Wirtschaftspolitik verwundert nicht. Nachdem die Wirtschaftspolitik, die dem Staat die Verantwortung für die Überwindung von Wirtschaftskrisen durch finanzpolitische Maßnahmen zugewiesen hatte, fehlgeschlagen war und die Anhänger dieser Politik, die sich auf *John Maynard Keynes* berufen, in Mißkredit geraten waren, verlangten die Anhänger von *Schumpeter* nach einer Verbesserung der Bedingungen, unter denen die dynamischen Unternehmer neue Problemlösungen entdecken, am Markt durchsetzen und so die Krise überwinden. Dieser Ruf nach dem dynamischen, mittelständischen Unternehmer ist auch empirisch nicht unbegründet, denn während die großen Unternehmer Personal freisetzen, stockten viele kleinere Unternehmen ihre Belegschaft auf. Wer gegenwärtig die Probleme der Arbeitslosigkeit anpacken und einer Lösung näherführen will, muß also den Trend der Personalfreisetzung bei den großen Unternehmen anhalten und vor allem auf die Beschäftigungsexpansion bei den mittelständischen Betrieben setzen.

In unserer Wirtschaft sind jedoch die Hemmnisse für den dynamischen Unternehmer zu groß, die Gewinnanreize zu klein, als daß es zu einem schwarmhaften Auftreten von dynamischen Unternehmern käme. Dies zeigt deutlich auch die Strukturkrise der letzten Jahre. Von den dynamischen Unternehmern würden wir erwarten, daß sie in dieser Krise besonders erfolgreich waren, weil sie ihre neuesten Ideen leichter durchsetzen konnten. Existenzgründer sind die *Schumpeter*-Unternehmer par excellence. Sie haben offenbar neue Ideen, die sie am Markt durchsetzen wollen. Das Wollen allein genügt aber nicht, denn neue Ideen zu haben bedeutet nicht schon automatisch, sie auch am Markt durchsetzen zu können.

Von einer Innovationsdynamik durch Neugründungen kann man so schlechterdings kaum sprechen. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß

noch mehr Unternehmer, und zwar idealtypische im Sinne *Schumpeters*, dringend gebraucht werden.

Interessant ist auch der Hinweis des Verfassers (20), wonach *Schumpeter* schon frühzeitig ehrgeizige politische Pläne verfolgt habe, wie Tagebucheintragungen *Joseph Redlichs*, persönliche Briefe und verschiedene politische Memoranden deutlich zeigten. Dem steht jedoch entgegen, daß *Schumpeter* 1915 mit Nachdruck betonte: „Praktischer Politik stehe ich ferne und habe kein anderes Streben als Erkenntnis“, und er fleht geradezu die Gelehrtenwelt an, aufzuhören, „sich gar zu sehr mit den Fragen des Tages zu befassen. Denn die ausschließliche oder vorwiegende Beschäftigung mit praktischen Tagesfragen droht das Interesse an der Arbeit nach lediglich wissenschaftlichen Gesichtspunkten zu erdrücken und damit den Fortschritt der Wissenschaft zu gefährden.“²⁾

So wie in seinem 1981 erschienenen Buch „Österreichische Währungspolitik in der Zeit der großen Wende 1913 bis 1923“ verteidigt *März* im Kapitel „Schumpeter als österreichischer Finanzminister“ (131 ff.) diesen gegenüber dem Vorwurf der „Arbeiter-Zeitung“ vom 10. Oktober 1919, daß er keinen Finanzplan für die Zeit nach dem Friedensschluß vorgelegt hätte.

Zugleich stellt *März* — Austromarxist mit stark ausgeprägter humanitärer Gesinnung — die Frage (153), ob *Otto Bauer* damals „wirklich gut beraten (war), auf die Mitarbeit eines Mannes zu verzichten, der als einziger unter seinen „bürgerlichen“ Kollegen die Frage der Vermögensabgabe mit Sachkenntnis, gutem Willen und großem sittlichen Ernst verfolgte.“ Bemerkenswert ist auch die Stellung des Autors, der „fairerweise“ hinzufügt, daß *Schumpeter* mit der stillschweigenden Duldung der Veräußerung der Anteile der Alpine-Montan „auch dem ‚inneren‘ Wunsch des gemäßigten Flügels der sozial-demokratischen Führung entsprechen haben dürfte, die — wie Karl Renner es einmal ausdrückte — eine Sozialisierung der Schulden nicht für opportun erachtete.“

Auch was die Funktion der Notenbank betrifft, so dürften die Ansichten der beiden stark divergiert haben: *Schumpeter* verlangte, daß es der Notenbank gänzlich verboten werden muß, daß sie dem Staate in irgendeiner Form Vorschüsse gewährt oder auch nur Staatspapiere lombardiert. Dieses Postulat ging dann auf Verlangen des Völkerbundes im Rahmen des Genfer Sanierungsprogramms *Ignaz Seipels* in das neue Nationalbankstatut ein und setzte der Inflation ein plötzliches Ende.

Solche Bestimmungen finden sich auch im neuen Nationalbankgesetz aus dem Jahre 1955, das im *Raab-Kamitz*-Sanierungswerk seine feste Position hatte und dem Österreich in erster Linie auch heute noch seine relative Währungsstabilität verdankt.

So war *Schumpeter* also nicht nur ein großer Sozialwissenschaftler, er trat auch als Lehrer, Politiker und erfolgloser Bankier in den Blickpunkt der Öffentlichkeit. Über die glücklosen Jahre, die er in Politik und Wirtschaft verbrachte, hat *Schumpeter* niemals gerne gesprochen. Der Verlust von sieben

²⁾ *J. Schumpeter*, Vergangenheit und Zukunft der Sozialwissenschaften, Schriften des Sozialwissenschaftlichen Akademischen Vereins in Czernowitz, Heft VII, München und Leipzig 1915, 115.

wertvollen Jahren für die Forschung und der Verlust seines gesamten materiellen Vermögens waren der hohe Preis, den er für seine Tätigkeit in Politik und Wirtschaft zahlen mußte.

Einen Einblick in *Schumpeters* bewegtes privates Leben geben die im Anhang des Buches erstmals veröffentlichten Briefe aus den Jahren 1925 bis 1932, in denen *Schumpeter* als Lehrer an der Universität Bonn tätig war. Der Leser begegnet in diesen Briefen nicht dem kühl rasonierenden Gelehrten und Lehrer, sondern einem sich gegen sein zuweilen recht ungnädiges Schicksal leidenschaftlich aufbäumenden Menschen.

Kein Hinweis findet sich bedauerlicherweise im vorliegenden Buch auf die vielfältigen Kontakte *Schumpeters* zu Japan. Es gibt nämlich kaum ein anderes Land, in dem *Schumpeters* Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung auf so fruchtbaren Boden gefallen ist wie Japan. Nicht zu Unrecht sahen die japanischen Ökonomen in seinem Werk die Erklärung für ihre eigene wirtschaftliche Entwicklung seit der Meiji-Restauration 1868. Mit Bewunderung und Hochachtung absorbierte man in Japan die Botschaft, die aus *Schumpeters* Werk spricht. Mehrfachen Aufforderungen, Japan zu besuchen und Gastvorlesungen an den Universitäten des Landes zu halten, folgte er erst Anfang des Jahres 1931. Die Reise durch Japan glich einem Triumphzug. Die Japaner feierten ihn mit einer Begeisterung, für die es nur wenige Parallelen gibt.

Er selbst fand ebenfalls nur Ausdrücke der Bewunderung für die japanische Kultur im allgemeinen und für die wissenschaftlichen Leistungen dieses Volkes im besonderen. Im Laufe der Zeit nahm diese Bewunderung sogar noch zu. Sie fand ihren sichtbaren Ausdruck in der Schenkung seiner Privatbibliothek und seiner Manuskripte an die Hitotsubashi-Universität.

Ernest F. Enzelsberger

Ulrich Teichmann

DER ENTSCHEIDUNGSPROZESS IN DER WIRTSCHAFTSPOLITIK

Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1983, VI + 135 Seiten

Als nach einer Nachkriegsphase ungebrochener Prosperität in den siebziger Jahren Erdölschock und Zusammenbruch des Weltwährungssystems den Übergang zu einer neuen Ära weitaus geringerer Wachstumsraten markierten, gerieten bis dahin fraglos akzeptierte Grundlagen und Konzepte der Wirtschaftspolitik wieder in den Mittelpunkt aktueller Diskussionen, die bis heute andauern. Ein wichtiger Gesichtspunkt hiebei ist der Versuch einer Neubewertung der Rolle des Wirtschaftsforschers insbesondere als Politikberater und die Frage nach seinem Beitrag zu mehr Rationalität in der wirtschaftspolitischen Praxis. *Ulrich Teichmann*, Professor an der Universität Dortmund und Verfasser mehrerer Monographien zur Wirtschafts- bzw. Konjunkturpolitik, widmet sich in dem vorliegenden Bändchen aus der Reihe „Erträge der Forschung“ gerade dieser Nahtstelle zwischen Wissenschaft und Politik im wirtschaftspolitischen Entscheidungsprozeß.

Das Werk ist in drei Kapitel gegliedert, die sich mit dem Entscheidungsprozeß zwischen Sachzwang und Wählerorientierung, mit den Trägern und mit den Zielen der Wirtschaftspolitik befassen. Ihr Inhalt kann im folgenden bloß kurz skizziert werden.

Im ersten Kapitel (1-16) widmet sich der Autor vor allem den unterschiedlichen Sichtweisen des Zusammenhanges von Theorie und Politik bzw. der Rolle des beratenden Ökonomen. Der von *Max Weber* stammenden Forderung der Werturteilsfreiheit als Trennung der Kompetenz für Sach- und Werturteile stellt *Teichmann* eine zusammenfassende Kritik des Ziel-Mittel-Zusammenhanges in der Nationalökonomie gegenüber, die sich offenbar weitgehend an der klassischen Analyse *Myrdals* orientiert. Daran schließt eine Darstellung der ökonomischen Theorie der Politik im Sinne von *Schumpeter* und *Downs* an. Hauptforderung des Autors ist die Emanzipation der Theorie (bzw. der Theoretiker), die „aus dem Ghetto der wertfreien Mittelanalyse“ heraus zu einer „politisch orientierten Ökonomie“ (2) finden müsse.

Die beiden folgenden Kapitel sind im wesentlichen deskriptiv: Das zweite schildert am Beispiel der Bundesrepublik die Träger der Wirtschaftspolitik (17-56). Erwähnt werden die Rollen des Staates in Ordnungs- und Ablaufpolitik, welche wiederum unter anderem Versorgungs-, Stabilisierungs- und Verteilungspolitik umfaßt; sodann die Zentralbank als verantwortliche Instanz der Währungspolitik — hier wird insbesondere das Problem der Autonomie der Zentralbank erörtert. Die autonomen Tarifverbände, Gewerkschaften und Arbeitgeberverbände werden als mögliche Träger der Wirtschaftspolitik beschrieben. Ebenso wird das Ausland als Einflußfaktor für die heimische Wirtschaftspolitik untersucht.

Das letzte Kapitel befaßt sich mit den Zielen der Wirtschaftspolitik (57-128): Zuerst wird der Bezug der wirtschaftlichen Ziele zu den gesellschaftlichen Grundwerten (Freiheit, Gerechtigkeit, Sicherheit und Wohlstand) hergestellt, sodann die Ziele im einzelnen analysiert. Den Beginn macht das Ziel der konjunkturellen Stabilität, dessen drei Teilziele (stabiles Preisniveau, Vollbeschäftigung und Zahlungsbilanzausgleich) das bekannte magische Dreieck bilden. Dem folgt eine detaillierte Diskussion der weiteren Ziele: ausgewogenes Wachstum, Verteilungsgleichmaß und Entscheidungsbeteiligung. Das Werk schließt mit einer Zusammenfassung (129).

Die hiemit kurz resümierte Monographie gibt einen besonders detailreichen und informativen Überblick über ein breites Spektrum der im Zusammenhang mit dem wirtschaftspolitischen Entscheidungsprozeß bestehenden Probleme, Sichtweisen und Lösungsansätze; daneben unterrichtet es auch ausführlich über institutionelle Fakten. Sowohl Stil als auch Aufbau machen es gerade für den einschlägig nicht vorgebildeten Leser leicht zugänglich und zu einer empfehlenswerten Lektüre.

Trotzdem sollte zuallerletzt ein prinzipieller Einwand nicht unterdrückt werden. In der Hauptrichtung der Argumentation scheint es nämlich manchmal, als würde der Autor noch aus dem Goldenen Zeitalter der (Neuen) Wirtschaftslehre stammen, während sich der Leser doch bereits in einem ehernen wohnt. Zweifellos ist ja mangelnde Rationalität eine entscheidende

Schwachstelle wirtschaftspolitischer Entscheidungsprozesse. Allein ist nicht die kritische Frage jene, was die Wirtschaftsforscher überhaupt wissen? „Was können wir wissen?“ steht vor „Was sollen wir tun?“ Ist nicht eine scheinbare Verwissenschaftlichung schon so weit gegangen, daß sich kein Politiker mehr eine Entscheidung zutraut ohne das Feigenblatt einer wissenschaftlichen Expertise, und gegengleich kaum ein Wissenschaftler einzugestehen wagt, daß auch er die absolute Wahrheit nicht bieten könne? Wäre es nicht opportun, vor einem Aufruf zu mehr Rationalität politischer Entscheidungen die Wissenschaftler selbst daran zu erinnern, das Image des prophezeienden Magiers abzustreifen und sich mit jenen Aussagen zu bescheiden, die ehrlichen Gewissens möglich sind?

Der Versuch einer Antwort auf diese Fragen ergäbe ein anderes Buch. Vielleicht hätte es nicht bloß den Rezensenten interessiert.

H. Klausinger

Helmut Arndt

VOLLBESCHÄFTIGUNG

Einführung in Theorie und Politik der Beschäftigung

Duncker & Humblot, Berlin 1984, 196 Seiten

Der Verfasser, Professor für Volkswirtschaftslehre an der Freien Universität Berlin, wurde bekannt durch seine zahlreichen Untersuchungen über die Konzentration und des mit ihr zusammenhängenden Phänomens der Macht in der Wirtschaft.¹⁾ Diese Untersuchungen führten ihn zur kritischen Durchsicht der einschlägigen Textbücher für das Studium der Nationalökonomie, die mit ihren mikro- und makroökonomischen Modellvorstellungen die Realität nicht erfassen, die Macht aus der Theorie weitgehend eliminieren und damit nur „Irrwege der Politischen Ökonomie“ beschreiten.²⁾

Für den Verfasser ist Massenarbeitslosigkeit kein Naturereignis, sondern Folge des Versagens von Politikern und ihrer ökonomischen Berater (188). Im 19. Jahrhundert sei die Massenarbeitslosigkeit Folge des staatlichen Koalitionsverbotes gewesen. Erst mit der Aufhebung dieses Verbotes, der Erstarkung der Gewerkschaften und der Anhebung der Löhne sei es gelungen, die Massenkaufkraft so anzuheben, daß die Unterkonsumptionskrise bewältigt werden konnte. Die Krise der 30er Jahre unseres Jahrhunderts war Folge des Friedensdiktates, das mit seinen einseitigen Wertübertragungen

¹⁾ Vgl. H. Arndt, *Wirtschaftliche Macht*, 3. Aufl., München 1980.

²⁾ H. Arndt, *Irrwege der Politischen Ökonomie — Die Notwendigkeit einer wirtschaftstheoretischen Revolution*, BSR 187, München 1979; nunmehr auch in englischer, überarbeiteter Fassung vorliegend: *Economic Theory vs. Economic Reality*, Michigan State University Press, Michigan/III. (USA), 1984.

den Wirtschafts- und Währungskreislauf der Welt — übrigens von *Keynes* schon 1919/20 vorausgesehen — zerrüttete.

Auch die Weltarbeitslosigkeit der Gegenwart ist, nach Ansicht von *H. Arndt*, durch menschliche Eingriffe verursacht worden, vor allem durch die zur Unzeit angewendete *Keynes*-Politik des deficit spending, die zu einer beispiellosen staatlichen Verschwendung führte, welche die Kreditmärkte für unproduktive Tätigkeiten ebenso überbeanspruchte wie Ressourcen und Umwelt, die Mittel den Unternehmungen entzog und diese zu Rationalisierungsinvestitionen in einem Ausmaß zwang, daß für die notwendigen Innovationen viel zu wenig Mittel übrig blieben.

Arndt unterscheidet — wohl in Anlehnung an die herkömmliche Konjunktur- und Krisenlehre — verschiedene Arten oder, besser, „Gründe“ für die Arbeitslosigkeit: Unterkonsumtion (durch zu geringe Masseneinkommen und Fehlverteilung des Volkseinkommens), mangelnde Entwicklung (Zurückbleiben der Innovation hinter den Rationalisierungen), fehlende Anpassung (z.B. durch strukturkonservierende Subventionen), überhöhte Lohnkosten, Unterinvestition (typisch für viele Entwicklungsländer) sowie Zurückbleiben der Weltnachfrage als Folge von Protektionismus und Zahlungsunfähigkeit ganzer, für den Welthandel bedeutungsvoller Volkswirtschaften.

Der Verfasser untersucht im I. Teil seines Buches die Wirkung der Wirtschaftsordnung, der wirtschaftlichen Entwicklung, des Außenhandels, der Inflationen und Deflationen, der Machtverhältnisse, der staatlichen Eingriffe und des wirtschaftlichen Verhaltens (Erwartungen, Erfahrungen, Umwertungen) auf die Beschäftigung und den Beschäftigungsgrad. Er behandelt dann im II. Teil in sehr differenzierter, die Vor- und Nachteile abwägender Form die naheliegenden wirtschaftspolitischen Konsequenzen: Deficit spending, Einkommensredistribution, Arbeitszeitverkürzung, Investitionslenkung etc. So sei beispielsweise Umverteilung zugunsten der Unternehmungen beschäftigungspolitisch dann positiv zu beurteilen, wenn die schöpferischen Impulse (neue Produkte, neue Qualitäten) hinter dem Wachstum der Produktivität zurückblieben.

In seinen Grundaussagen nähert sich der Verfasser der ganzheitlichen Wirtschaftstheorie, wenngleich er aus der dort ausgeführten, systematischen Analyse der Krisengründe³⁾ ebensowenig Nutzen zieht wie aus der systematischen Behandlung der wirtschaftspolitischen Maßnahmen zur Vorbeugung und Beherrschung von Beschäftigungskrisen.⁴⁾ Nach Meinung des Rezensenten — der sich der Autor trotz des Titels seines Buches sicher anschließen wird — kann Beschäftigungspolitik langfristig immer nur als Teil der Gesamtwirtschaftspolitik begriffen werden. Die erreichten Beschäftigungsgrade werden dann zu einem ihrer wesentlichen Erfolgskriterien, doch kann (Voll-)Beschäftigung selbst weder ausschließliches Ziel, noch Selbstzweck der Wirtschaftspolitik sein.

³⁾ Vgl. *W. Heinrich*, Grundlagen einer universalistischen Krisenlehre, Jena 1928.

⁴⁾ Vgl. *W. Heinrich*, Wirtschaftspolitik, 2. Bde., Duncker & Humblot, 2. Aufl., Berlin 1964 ff.

Der Wert der anzuzeigenden Neuerscheinung besteht auch hier in der klaren Frontstellung, die der Verfasser gegen die neoklassische Lehre einnimmt, welche sich durch ihre, die Wirklichkeit nicht erfassende Sicht nachteilig auf die Konzipierung einer Wirtschaftspolitik auswirkt, die mit der Beschäftigungskrise der Gegenwart fertig wird, zum Schaden für jene, die Arbeit suchen und keine finden.

F. Romig

Erich und Monika Streissler

GRUNDZÜGE DER VOLKSWIRTSCHAFTSLEHRE FÜR JURISTEN

Manzsche Verlags- und Universitätsbuchhandlung,
Wien 1984, XX + 406 Seiten

Für Lehrende und Lernende bedeutet seit langem das schmale Angebot empfehlenswerter Textbücher zur Volkswirtschaftslehre im deutschsprachigen Raum einen schmerzlichen Mangel. Dies gilt im besonderen, wenn man nach einem einführenden Werk sucht, das auf die österreichischen Verhältnisse abgestimmt ist und deren Spezifika berücksichtigt. Umso erfreulicher daher, daß nun im vor allem auch durch seine juristischen Lehrbücher bekannten Manz-Verlag das lange erwartete Lehrbuch der Volkswirtschaft von E. und M. Streissler erschienen ist und „ad usum scholarum“ vorliegt.

Wie der Titel verrät, handelt es sich primär um eine Einführung, die sich nicht an Studenten der Volkswirtschaftslehre speziell, sondern an solche verwandter Disziplinen wendet. Die Zielsetzungen werden bereits im Vorwort angegeben: vereinfachte Darstellungen, welche die Vielfalt der Materie nicht vernachlässigen; die Betonung des Praxisbezuges und das Aufzeigen der historischen Entwicklung ökonomischer Denkansätze. Die Gestaltung des Textes erweist, daß mit diesem Werk gleichzeitig eine geradezu enzyklopädische Übersicht über den Begriffsapparat der Nationalökonomie gegeben wie auch eine beispielhafte Einführung in die Konzepte der ökonomischen Analyse geboten werden soll. Dies scheinen allerdings zwei nicht ganz einfach miteinander zu vereinbarende Ziele zu sein; trotzdem gelingt es den Autoren, durch die Integration von praktischen Argumentationsbeispielen die scheinbare Dürre der theoretischen Abstraktion mit den vielfältigen Ansprüchen der Realität zu versöhnen.

Das Lehrbuch ist traditionell in „Grundlagen und Mikroökonomie“, „Reale Makroökonomie“ und in einen abschließenden Teil „Geld- und Außenwirtschaftstheorie“ gegliedert; diese Hauptabschnitte gliedern sich wiederum in einzelne Kapitel, die weitgehend unabhängig voneinander verwendet werden können.

Die ersten beiden Kapitel des Grundlagen-Teiles (1—51) geben einen sehr klaren Einblick in die Fragestellungen, Konzepte und historischen Lösungsansätze der Volkswirtschaftslehre, deren „polyparadigmatischer Charakter“ (35) betont wird; dies sei nicht zuletzt auch dafür verantwortlich, daß die

Praxis der Volkswirtschaftspolitik (bzw. der Politikberatung) mehr sein müsse als bloß mechanische Umsetzung akzeptierter Modelle.

Die folgenden drei Kapitel behandeln typisch mikroökonomische Aspekte (51—173): Optimierung und Marginalkalkül, die Analyse von Märkten, schießlich die Techniken der Konsum-, Produktions- und Marktformentheorie. Dieser Aufbau folgt nicht dem aus sonst üblichen Textbüchern Gewohnten, entspricht jedoch dem Bemühen um eine praxisgerechte Darstellung, der gegenüber manche Spitzfindigkeiten der reinen Theorie vernachlässigt werden. Daß so z.B. die allgemeine Gleichgewichtstheorie nur kurz gestreift wird, wird hieraus verständlich; andererseits wird jedoch auch den juristischen Studenten etwa das *Slutsky*-Theorem nicht vorenthalten.

Zweiter und dritter Teil befassen sich mit dem Bereich der Makroökonomie, wobei die Trennung in reale Makroökonomie (einschließlich die Makro- und Konjunkturtheorie von *Keynes*) und Geld- und Außenwirtschaftstheorie (mit, unter anderem, Inflations- und Zinstheorie) nicht ganz glücklich scheint. Neben den üblichen, hier besonders konzis gehaltenen Darstellungen der Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung und Kreislaufanalyse (175—211), der Konsum- und Investitionsfunktion sowie des Multiplikator-Konzeptes (212—246), schließlich der Konjunkturerklärungen von *Keynes* bzw. der popularisierten „*Keynes*-und-die-Klassiker-Version“ von *Hicks* (246—269) bilden auch die Wachstumstheorie und -politik (269—286) und die Theorie der Einkommensverteilung (286—316) gewisse Schwerpunkte. Das Kapitel über Geldtheorie (317—353) führt in der Inflationstheorie von der sog. alten Quantitätstheorie zur *Phillips*-Kurven-Diskussion; in der Zinstheorie werden einander — der *Keynesianischen* Tradition folgend — Liquiditätspräferenz- und Leihfondstheorie gegenübergestellt. Die (aus allen Makro-Textbüchern bekannte) Darstellung der offenen Wirtschaft im letzten Kapitel (353—390) vermeidet in ihrer Knappheit die Beliebigkeit willkürlicher Modellvariationen, wie sie in anderen Lehrbüchern zumeist — und so abschreckend — anzutreffen ist.

Es wäre bei einem thematisch so weit gespannten und umfangreichen Werk natürlich nicht allzu schwierig, einige Beckmessereien anzubringen: so könnte man die temporale Interpretation der *Marshall'schen* Fristen (kurze, mittlere und lange Frist für Tage, Monate und Jahre umfassende Zeiträume), oder den geringen Stellenwert von Angebotsüberlegungen bei der Darstellung des Makro-Modells bekritteln; ob man einzelne Eindeutschungen (wie etwa „Einsatz-Ausstoß“ für „Input-Output“) den üblichen Fachbezeichnungen vorzieht, ist vielleicht nicht nur eine bloße Geschmacksfrage; allein, diese Anmerkungen sollen weniger den insgesamt positiven Gesamteindruck trüben, als vielmehr beweisen, daß der Rezensent das Werk tatsächlich gelesen hat.

„The proof of the pudding lies in the eating“, bemerkte einst *Machlup*. So wird auch der Erfolg dieses Lehrbuches nicht an dem Lesevergnügen gemessen werden können, welches es zumindest dem Fortgeschritteneren bereitet, sondern seine Bewährung in der Knochenarbeit der (Pro-)Seminare finden müssen.

H. Klausinger

Theodor Veiter

DAS 34er JAHR
Bürgerkrieg in Österreich

Amalthea Verlag, Wien-München 1984, 328 Seiten

Der Autor, der den Lesern dieser Zeitschrift ein wohlbekannter Freund ist, stellt gleich am Beginn seines Werkes fest, daß an sich über 1934 gerade im Jubiläumsjahr viel, vielleicht zu viel geschrieben wurde (und immer noch wird). Es sei daher festgehalten, daß das Werk Veiters zumindest eine wertvolle Ergänzung der bisher publizierten Bücher und Einzelarbeiten darstellt; genauso kann festgestellt werden, daß es unsere Kenntnis über dieses tragische Kapitel der österreichischen Geschichte insofern vertieft, als der Autor in jenen Jahren selbst mitten in dem Geschehen um Bürgerkrieg und Ständestaat verweben war. Die Möglichkeit, daß aus diesen Erfahrungen und Erinnerungen ein bloßer Memoirenband verfaßt wurde, ist somit nicht gegeben. Die Ereignisse werden mit solchem Bemühen um eine objektive Sicht dargestellt, daß man geradezu einen außenstehenden Beobachter der Szenerie vermuten könnte.

Dieses Bemühen um eine redliche und objektive Darstellung entspricht durchaus dem Stil und der Haltung *Veiters*, ohne daß er seine weltanschaulichen Prinzipien aufgeben müßte. Hauptquelle für *Veiter* bilden, abgesehen von zitierten Dokumenten und einschlägigen Büchern, seine eigenen Tagebuchnotizen aus dieser stürmischen Zeit. Das Buch verdankt gerade diesen sehr persönlichen Anmerkungen die Lebendigkeit der Darstellung, die wertvoller ist als manche noch so gescheite Reflexion von Publizisten oder sich in Geschichtsschreibung übenden Politikern aller Schattierungen.

Aus einer Besprechung, die der Grazer Historiker *Maximilian Liebmann* in der „Presse“ vom 21. Juli 1984 lieferte, kann manches als gültig übernommen werden, allerdings nicht *Liebmanns* Ansicht, daß es sich bei dem Werk um eine Mischung aus Memoiren, Edition eigener Tagebücher und subjektiv gefärbter Geschichtsdarstellung handle; dem wurde oben bereits widersprochen. Recht hat *Liebmann* hingegen, wenn er feststellt, daß die Kenntnis des äußeren Geschichtsverlaufs weitgehend vorausgesetzt wird; lobend wird auch erwähnt, wie viele Quellen *Veiter* zitiert und wie umfangreich seine Literaturkenntnis ist.

Theodor Veiter gewinnt seine Auffassung aus der Sicht einer Persönlichkeit, die sorgfältig prüft und demnach auch streng wertet; er wertet so, wie es sich aus seiner heutigen Position ergibt; als zum Teil unangenehmer Mahner all dessen, was es an Völkerrechts- und Minderheitenproblematik gibt. *Veiter* hatte schon in jungen Jahren eine Position erreicht, die man als einflußreich bezeichnen kann; so etwa als Sekretär der christlich-sozialen Fraktion im österreichischen Bundesrat, als Vorsitzender der Katholischen Deutschen Hochschülerschaft, um nur einige Beispiele zu nennen. Daß man ihn damals zu schätzen wußte, sagt er selbst aus, wenn er von seinen Kontakten berichtet sowie davon, wie er hinter den Kulissen mitgestaltete (so z.B. als er beim Sturz des Finanzministers *Ludwig Draxler* im Jahre 1936 seine Hände mit im Spiel hatte).

Aus dieser seiner Perspektive erkennen wir, daß die Ereignisse des Jahres 1934 mit seinen beiden Bürgerkriegen und den 600 Toten — eine Zahl, die noch fünfzig Jahre später tief erschüttert — nicht isoliert zu betrachten sind, sondern Folgen der Epoche zwischen 1918 bis 1932 gewesen und als solche auch nicht von dem Gang der europäischen Geschichte loszulösen sind, wie es heute manch kleinkarierte Historiker zu tun pflegen. Man muß mit *Veiter* wissen, daß *Mussolini* für Österreich eine überragende Bedeutung besaß, daß der „Duce“ zu *Dollfuß* ein fast vertrautes Verhältnis entwickelte; und natürlich ist Österreichs Schicksal mit seinen Bürgerkriegssituationen und dem autoritären Ständestaat nicht von der gleichzeitigen Machtergreifung und Expansionspolitik *Hitlers* zu trennen. Ob der mißglückte Juliputsch der Nationalsozialisten wirklich die einzige Niederlage *Hitlers* bis Stalingrad war, ist so vielleicht nicht in der pointierten Weise zu sehen, wie dies erst kürzlich der deutsche Historiker *Gottfried Karl Kindermann* in seinem Buch „Hitlers Niederlage in Österreich. Bewaffneter NS-Putsch, Kanzlermord und Österreichs Abwehrsieg 1934“ (Hamburg 1984) darstellte. Dazu bilden auf jeden Fall die Ausführungen *Veiters* mit den zahlreichen und fundierten Zitaten ein massives Gegengewicht wie auch gegen so manche — im wesentlichen von linker Seite kommende — Darstellungen, die die Geschichte der Sozialistischen Partei Österreichs zu einem Epos gestalten und dabei alles, was nicht in diese Vorstellungswelt paßt, diffamieren oder, was aus der Sicht des Historikers noch verdammenwerter ist, verschweigen.

Das Buch *Theodor Veiters* ist somit gleichwohl für den Historiker wie für jeden politisch interessierten Leser eine wichtige Lektüre; es ist des weiteren vor allem auch für die Leser gerade dieser Zeitschrift bemerkenswert, wenn der Autor feststellt, wie wesentlich *O. Spann*, *Th. Blahut*, *E. Führer* sowie nicht zuletzt auch *W. Heinrich* unter anderem mitbestimmend waren bei der Gestaltung jener Epoche.

A. Brusatti

Hans Mühlbacher

SELEKTIVE WERBUNG

Trauner Verlag, Linz 1982, 282 Seiten

Laut *Nielsen*-Zahlen hatten wir in Österreich 1983 den bisher höchsten Aufwand für klassischen Werbeeinsatz. In den Medien werden fast sechs Mrd. S ausgegeben. Dabei sind Werbeaktionen wie Direct-Mailing und incentives noch nicht inbegriffen. Wie jedoch die neueste Untersuchung der *Nielsen*-Werbeforschung zeigt, stieg das Werbevolumen für Wirtschaftswerbung von Jänner bis April 1984 gegenüber dem gleichen Zeitraum 1983 um 12,4 Prozent bzw. um 235 Mill. Schilling auf 2,131 Mrd. (1—4/1983: 1.896 Mrd.). Bereinigt man diesen nominellen Anstieg mit dem *Nielsen*-Media-Preisindex 1984, so ergibt sich ein reales Wachstum von 5,6 Prozent (eingeschlossen in diese Erhebungen sind 237 Zeitungen und Zeitschriften,

die Hörfunkprogramme Ö3, Ö-Regional, Wien Lokal incl. Blue Danube Radio, die Fernsehwerbung in FS 1 und FS 2 incl. der Patronanzsendungen und dem Plakatanschlag.

Die Unternehmungen wenden also riesige Beträge dafür auf, mit ihren potentiellen Endabnehmern in werblichen Kontakt zu treten und sie in ihrem Sinne zu beeinflussen. Geht man davon aus, daß in den USA erhobene Daten zumindest prinzipiell auf mitteleuropäische Verhältnisse übertragbar sind, muß man aber feststellen, daß nur ein äußerst geringer Prozentsatz — *Bauer* und *Greyser*¹⁾ sprechen von einem Prozent, *Krugmann*²⁾ von neun bis zwölf Prozent — der werblichen Darbietungen aktive Beachtung durch die Konsumenten erzielt.

Am ökonomischen Erfolg ihrer Unternehmungen orientierte Manager sind nur sehr ungern bereit, größere Aufwendungen für Aktivitäten zu machen, deren Beitrag zu diesem Erfolg zweifelhaft erscheint. Aus diesem Grunde haben schon in den Jahren nach 1950 Bemühungen eingesetzt, die Entscheidungen im Rahmen der Werbestrategien durch eine Erweiterung der empirischen Datenbasis und die Entwicklung ihrer theoretischen Grundlagen zu verbessern. Beginnend mit der Entwicklung der Mediaanalysen war und ist das wachsende Interesse an möglichst objektivem Wissen über die Werbewirkung unverkennbar. Nicht zuletzt zwingt die angespannte Wirtschaftssituation zu äußerst genau kalkulierten Mittelverwendungen, gerade auch im Bereich der Werbung. In der Fachwelt verdichtet sich das Empfinden, wir stünden an der Schwelle des methodischen Fortschritts in der angewandten sozialwissenschaftlichen Forschung. Einen wichtigen Beitrag dazu hat die vorliegende Veröffentlichung von Univ.-Doz. Dr. *Hans Mühlbacher* geleistet, der seit 1971 als Lehrbeauftragter an der Johannes Kepler Universität Linz mit den Schwerpunkten Marketing, Käufer- und Verbraucherverhalten sowie internationales Marketing tätig ist. Seit 1972 ist er Leiter des Fallstudien-Centers des Instituts für Handel, Absatz und Marketing an der Universität Linz. Seine Forschungsschwerpunkte sind Werbeforschung sowie internationales und soziales Marketing.

Ausgehend von einem zusammenfassenden Überblick über die Modelle der Wirkung von Massenkommunikation geht der Autor im weiteren sehr intensiv auf die hierarchischen Modelle der Werbung ein. Dabei folgt er in seiner Darstellung dem von diesen Modellen postulierten Ablauf des Beeinflussungsprozesses. Das bekannteste „klassische“ Werbewirkungsmodell dieser Art ist wohl das AIDA-Modell (Attention-Interest-Desire-Action). Er nimmt eine Bestandsaufnahme der bisher in der Literatur überwiegend vertretenen Forschungsansätze vor, überprüft ihre Prämissen auf die für sie in Anspruch genommene Allgemeinheit und die Bewährung der darauf aufbauenden Wirkungshypothesen anhand neuer Forschungsergebnisse aus Psychologie, Biopsychologie und Kommunikationswissenschaften. Dabei stellt sich heraus,

¹⁾ *Bauer, R. A.*, Advertising in America: The Consumer View, Boston 1968.

²⁾ *Krugmann, H. E.*, What makes advertising effective? In: Harvard Business Review, Vol. 53, March—April 1975.

daß einerseits einige der immer wieder vorgetragenen Hypothesen in bezug auf die Werbewirkung aufgrund erdrückender empirischer Gegenbefunde kaum mehr aufrechterhalten werden können, andererseits die heute noch weithin vertretenen hierarchischen Modelle der Werbewirkungen bestimmte Phänomene menschlicher Informationsaufnahme und -verarbeitung überhaupt nicht beachten. Selbst die Annahme einer Hierarchie der Werbewirkungen wird grundsätzlich in Frage gestellt.

Denn — wie *Mühlbacher* nachweist — zeigen die im hierarchischen Modell enthaltenen Hypothesen bei genauer Betrachtung, daß die für ihre Gültigkeit notwendigen Ausgangsbedingungen entweder zuwenig genau festgelegt sind, oder aber nicht in allen Situationen vorliegen. Der Autor stellt dem sein „Involvement-Modell“ der Werbewirkung gegenüber. Dieses enthält situationspezifisch formulierte Hypothesen, die bei verschiedenen Ausgangsbedingungen die Vorhersage ganz unterschiedlicher Reaktionen der Kontaktpersonen zulassen und empirisch überprüfbar sind. Die drei Faktoren Produkt-, Werbemittel- und Werbeträgerinvolvement sowie die vom spezifischen Umfeld ausgehenden Ablenkungen bestimmen danach in einer Kontaktsituation, welche psychischen Reaktionen beim Konsumenten ausgelöst werden.

Zwar könnte das vorgestellte Involvement-Modell den Eindruck erwecken, es handle sich um eine Rückkehr zum Modell der unmittelbaren Beeinflussung. Der entscheidende Unterschied besteht aber darin, daß der Konsument nicht allgemein als passiv und den medialen Botschaften völlig ausgeliefert betrachtet wird. Es gibt vielmehr ein Kontinuum von Aktivitätsniveaus gegenüber Werbeinformationen, das von völliger Unaufmerksamkeit bis zu intensiver Verarbeitung aller eintreffenden Reize reicht und das alle Arten von psychischen Reaktionen auf Umweltreize umfaßt.

Es besteht aber auch ein beachtenswerter Unterschied zwischen dem Versuch subliminaler Werbung und einer optimalen Werbestrategie bei schwachem Produktinvolvement der Konsumenten. Subliminale Werbung müßte Kontakte herstellen, die von den Zielpersonen nicht festgestellt werden können. Sie wird als ein Mittel angesehen, die Abwehrmechanismen der Wahrnehmung der Kontakte eines Konsumenten zu unterlaufen. Werbung bei schwachem Produktinvolvement arbeitet im Gegensatz dazu mit Reizen, deren Existenz von jedem aufmerksamen Individuum jederzeit festgestellt werden kann. Sie versucht sogar, diese Aufmerksamkeit zu wecken und zu erhalten.

Der Unterschied zwischen dem vorgestellten und anderen Modellen der Werbewirkung und den daraus abgeleiteten praktischen Schlußfolgerungen besteht vor allem darin, daß nicht mehr von einem unter allen Bedingungen aktiven Empfänger ausgegangen wird. Es wird vielmehr anerkannt, daß die Konsumenten häufig den dargebotenen Werbemitteln wenig gerichtete Aufmerksamkeit zuwenden. Die durch besonders aktivierende Reize ausgelösten kurzfristigen Aktivierungsspitzen müssen deshalb von ihnen nicht immer bemerkt werden. Sie führen aber bei entsprechend häufiger Wiederholung auch zu werblichen Wirkungen. Von einer subliminalen Beeinflussung kann allerdings keine Rede sein.

Wird aber auf Grund des schwachen Produktinvolvements der Konsumenten von seiten der Werbungtreibenden mit Reizen gearbeitet, die die Empfänger ohne deren bewußte Steuerung stark aktivieren, ist es notwendig, die Konsumenten durch eindeutige Regelungen vor Auswüchsen zu schützen. Ob in diesem Fall die vielgepriesene Selbstkontrolle der Werbewirtschaft ausreichend sein kann, soll einer eingehenderen Diskussion überlassen bleiben, fordert *Mühlbacher* (241). Mag diese auch noch so kontrovers verlaufen, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß ein marktwirtschaftliches System ohne Werbung in der Realität unvorstellbar ist.

Als praktische Schlußfolgerung aus den dargestellten Überlegungen ergibt sich für *Mühlbacher* die Forderung nach „selektiver Werbung“, die er durch eine Fülle von praktischen Hinweisen auf verbesserte Zielgruppenbestimmung, Werbemittelgestaltung und Werbeträgereausbildung zu untermauern weiß.

Das Buch wendet sich an alle Werbepraktiker, Marketingfachleute und Studenten, die sich mit den Problemen der Werbewirkungen und den daraus abzuleitenden Folgerungen für Zielgruppenbestimmung, Werbeträgereauswahl und Werbemittelgestaltung beschäftigen. Außerdem stellt es eine wichtige Basisliteratur für alle jene dar, die sich mit der Werbung und den von ihr erzeugten Wirkungen kritisch auseinandersetzen wollen.

E. F. Enzelsberger

Willy Kraus

WIRTSCHAFTLICHE ENTWICKLUNG UND SOZIALER WANDEL IN DER VOLKSREPUBLIK CHINA

Springer-Verlag, Berlin-Heidelberg-New York 1979,
739 Seiten, 125 Tabellen und 9 Abbildungen

Dies ist ein gewichtiges Buch — in Anspruch, Umfang und Inhalt. Es ist die umfassendste und vollständigste Studie eines deutschen Ökonomen über die wirtschaftliche und soziale Entwicklung der Volksrepublik China, von ihren Anfängen bis in die jüngste Gegenwart. Es ist zugleich ein großes statistisches Zahlenwerk und eine Fundgrube an Quellenmaterial über das untersuchte Land. Last but not least stellt es einen Höhepunkt der vierjährigen Arbeit eines dem asiatischen Raum besonders verbundenen Wissenschaftlers dar und ist Ergebnis großzügiger Forschungsförderung, insbesondere seitens der Stiftung Volkswagenwerk.

Die von *Kraus* angewandte Methodik ist entwicklungspolitischer Art, der Versuch, die Voraussetzungen, Abläufe und Konsequenzen historischer Prozesse synoptisch zu interpretieren und dabei die engen Grenzen der eigenen Fachdisziplin zu überwinden. Seine Zielrichtung ist normativer Art — in den Worten des Autors: „die entscheidende entwicklungspolitische Aufgabe wird schließlich darin bestehen, daß die zu bewahrende Traditionsmasse zukunftsorientiert auf einen neuen Weg gebracht wird, um Überkommenes für

Erneuerung und Dynamik nutzbar zu machen“. Das in der internationalen entwicklungspolitischen Diskussion viel zitierte, aber wenig praktizierte Prinzip der „self-reliance“ soll untersucht werden — wofür der Autor in der ihm eigenen unpräzisen Art für sein Untersuchungsbeispiel eine einfache Formulierung findet: „Rückbesinnung auf die eigene Kraft und Fähigkeit . . ., die sich an das Gemeinschaftsgefühl und an das gemeinsame Schicksal aller Chinesen“ wendet.

Heute wissen wir, daß die Volksrepublik China in mancher Weise als zwar nicht kopierfähiges, aber gerade deshalb vielleicht besonders interessantes „entwicklungspolitisches Modell“ gelten kann: Es hat eine breite ökonomische Ressourcenmobilisierung ermöglicht, die nicht in den üblichen „Verteilungskanälen“ nationaler (Korruption) oder internationaler (Kapitalflucht) Art versickert sind; es hat die soziale Integration aufrechterhalten und die politische Unabhängigkeit bewahren können — drei entscheidende entwicklungspolitische Kriterien, von denen alle anderen Entwicklungsländer bestenfalls zwei erfüllen. Warum dieser entwicklungspolitische Erfolg möglich wurde, mit welchen zeitlichen Irritationen und Eruptionen und welchen Kosten er verbunden war, zeigt *Kraus* in anschaulicher und systematischer Weise.

Einem Phasenmodell der historischen Entwicklung folgend, analysiert er zunächst die Entwicklungskonzepte der Kommunistischen Partei Chinas vor Gründung der Volksrepublik und evaluiert den Grad ihrer Umsetzung in der Wiederaufbauphase 1949—1952 (erstes Kapitel). Der weitreichenden Übernahme des sowjetischen Entwicklungsmodells während der Periode des ersten chinesischen Fünfjahresplanes 1953—1957 ist das zweite Kapitel gewidmet. In diesem Kapitel entwickelt *Kraus* ein Analyseverfahren, das er — mit kleinen Variationen — auch für die folgenden Kapitel anwendet: Er fragt zunächst nach dem Grundkonzept (und der Planerstellung), den relevanten entwicklungspolitischen Zielvorstellungen und Maßnahmen und den entsprechenden Ergebnissen, evaluiert dann die Erfolge/Mißerfolge und beschreibt die sich jeweils abzeichnenden (phasenweisen) Umorientierungen der Politik.

Für die folgenden drei Kapitel wählt *Kraus* einprägsame und zum Teil geläufige Charakterisierungen: „Politik der ‚drei roten Banner‘. Zweiter Fünfjahresplan 1958—1962 und Konsolidierungsphase 1963—1965“; „Große Proletarische Kulturrevolution. Periode des dritten Fünfjahresplanes 1966—1970“; „Zwischen Pragmatismus und maoistischen Zukunftsvisionen. Periode des vierten Fünfjahresplanes 1971—1975“.

Für das letzte (sechste) Kapitel wählt *Kraus* eine eigene Vision: „Großer Sprung ins Industriezeitalter“, in dem er zunächst noch einmal die Entwicklungspolitik der Ära *Mao Tse-tung* Revue passieren läßt und dann Programm und Praxis des neuen Kurses (1976—1979) analysiert.

In diesen empirisch gehaltvollen und jeweils umfangreichen Kapiteln zeigt *Kraus*, welche extremen Ausprägungen und Pointierungen die chinesische nationale Entwicklungsstrategie jeweils ausgesetzt war: Industrie vs. Landwirtschaft, Stadt vs. Land; Zentralismus vs. Dezentralismus; moderne vs. traditionelle Technik; egalitäre Verteilung vs. Leistungsentlohnung; Dissoziation vom vs. Integration in den Weltmarkt, usw. Er zeigt aber auch die Kontinuität und den immer wieder sich manifestierenden chinesischen

Pragmatismus auf, der letztlich das vergleichsweise positive Gesamtergebnis der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung Chinas bestimmt hat.

Angesichts der Fülle des Materials und der Breite des *Kraus'schen* Ansatzes ist es schwer, dem Leser eine Empfehlung zu geben, worauf er bei diesem Buch sein besonderes Augenmerk legen sollte. Der flüchtige Leser wird an diesem Werk ohne Zweifel scheitern. Der entwicklungspolitisch allgemein interessierte Leser wird vermutlich vom dritten Kapitel am meisten haben, als Beispiel der Optionen und Restriktionen, von Euphorie und Krise der Entwicklungspolitik. (Auch *Kraus* selbst scheint diese Phase der chinesischen Entwicklung, 1958—1965, am stärksten interessiert zu haben.) Mich selbst hat jedoch das vierte Kapitel des Buches (1966—1970) am meisten beeindruckt, das eine turbulente Phase in der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung Chinas beschreibt, die sicherlich nicht nach Form und Inhalt vergleichbar, aber doch mit großer Wahrscheinlichkeit vielen Entwicklungsländern noch bevorstehen mag.

Ein Nachsatz: Dem *Kraus'schen* Buch war natürlich eine Übersetzung zu wünschen, um auch die internationale wissenschaftliche Diskussion erreichen zu können; diese ist ins Englische inzwischen erfolgt.¹⁾

U. E. Simonis

¹⁾ Economic Development and Social Change in the People's Republic of China, Springer-Verlag, Berlin, Heidelberg, New York, Tokio 1982, 432 Seiten, 72 Tabellen, 6 Abbildungen.